

dtv

Eine seltene Antilope wird einem sensiblen Zoowärter zum Verhängnis. Jugendliche beginnen in den Ferien ohne ersichtlichen Grund, das Schulgelände zu untertunneln. Ein junges Liebespaar versteckt sich, obwohl es von niemandem ernsthaft gesucht wird, wochenlang in einem alten Abbruchhaus ...

Graham Swift porträtiert Menschen, die sich von einem Tag auf den anderen nicht mehr in ihrem Alltag, in ihrer Familie oder Partnerschaft zurechtfinden. Er beschreibt, wie bequeme Gewissheiten abhanden kommen, einfache Glaubenssätze versagen und das Leben eine unvorhersehbare Wendung nimmt.

*Graham Swift* wurde 1949 in London geboren. Nach seinem Studium in Cambridge und York arbeitete er zunächst als Lehrer. In deutscher Übersetzung sind bisher seine Romane ›Ein ernstes Leben‹, ›Alias ›Federball‹‹, ›Das helle Licht des Tages‹, ›Letzte Runde‹, ›Von jenem Tage an‹ und ›Wasserland‹ erschienen. ›Letzte Runde‹ wurde von Fred Schepisi mit hochkarätiger Besetzung verfilmt und 1996 mit dem Booker-Preis ausgezeichnet.

Graham Swift

## Schwimmen lernen

Erzählungen

Aus dem Englischen von  
Barbara Rojahn-Deyk

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Graham Swift  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Das helle Licht des Tages (13464)

Mai 2009  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlages  
© Graham Swift 1982  
Titel der englischen Originalausgabe:  
›Learning to Swim‹ (London Magazin Editions, London 1982)  
© Carl Hanser Verlag München 2006  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer  
Umschlagfoto: gettyimages/Somos/Veer  
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13757-7

## Serail

In Istanbul gibt es mit kalligraphischen Mustern verzierte Grabmäler, in denen der tote Sultan zwischen den winzigen Sarkophagen seiner jüngeren Brüder ruht, zu deren Ermordung er sich bei seiner Thronbesteigung nach altem Brauch gezwungen gesehen hatte. Stellt man Schönheit der Barbarei zur Seite, so wird sie herzlos. Auf dem Gelände des Topkapi-Serails bewundern die Touristen die türkisfarbenen Fliesen des Harems, die Kioske der Sultane und denken an Mädchen mit Sorbett, an Turbane, Kissen und Springbrunnen. »Wurden sie hier einfach hinter Schloß und Riegel gehalten?« fragt meine Frau. Ich lese aus dem Reiseführer vor: »Auch wenn die Sultane theoretisch die Macht über den Harem hatten, wurden sie in Wirklichkeit gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts von diesen Frauen beherrscht.«

Es ist kalt. Vom Bosphorus weht ein frischer Wind herüber. Wir hatten unsere Reise Ende März in Erwartung von Sonnenschein und milder Wärme angetreten und trafen auf strahlende Tage, die von Sturmböen und Hagelschauern durchsetzt waren. Wenn es in Istanbul regnet, werden die engen Straßen unterhalb des Basars zu Wildbächen, die man unmöglich durchqueren kann und auf denen man – zusammen mit den Marktabfällen – tote Ratten, aufgetriebene Hunde und die angeschwemmten Leichen aus Jahrhunderten treiben zu sehen meint. Der Basar selbst ist ein Labyrinth, in dem es in der Vergangenheit immer wieder gebrannt hat. Leute, so sagt man, haben ihn betreten und sind nie wiederaufgetaucht.

Vom Topkapi-Gelände aus wirkt die Skyline der Stadt, die einer Phalanx aufgerichteter Schilde und Speere gleicht, unwirklich. Die Touristen murmeln, gehen weiter. Turbane, Springbrunnen, die Gemächer der Eunuchen, der Pavillon des Heiligen Mantels. Bilder aus *Tausendundeiner Nacht*. Dann entdeckt man, so als stieße man selbst zufällig auf den Schauplatz des Verbrechens, in einem Museum mit Gewändern in einer Vitrine den bespritzten Kaftan, in dem Sultan Oman II. ermordet wurde. Von der Schulter bis zur Hüfte von Dolchstößen aufgeschlitzt. Der dünne Leinenstoff könnte die Leiche selbst sein. Das schlichte weiße Kleidungsstück, das wie ein Bademantel aussieht, die Blutflecken, die an die braunen Flecken auf dem Mull eines abgenommenen Heftpflasters erinnern, vermitteln einem vorübergehend die Illusion, daß dort der eigene Bademantel liegt, den man jemand anders geliehen hat, der dann versehentlich – an Stelle von einem selbst – ermordet worden ist.

Wir gehen in Richtung Blaue Moschee, durch das Tor des Reiches, vorbei am Henkerbrunnen. Stadt der Monumente und des Mordes, in der man Grausamkeit zu ignorieren scheint. In den Straßen um den Basar rutschen Krüppel auf Lederkissen über das Pflaster, von denen die Touristen Notiz nehmen, nicht aber die Einheimischen. Stadt der Belagerungen und des Gemetzels und der Pracht. Als Mehmet der Eroberer 1453 die Stadt einnahm, gab er sie, wie es Brauch war, seinen Soldaten drei Tage lang zur Plünderung und zum Abschlachten frei. Dann machte er sich daran, neue Monumente zu errichten. Diese Dinge stehen in den Reiseführern. Die englischsprechenden Stadtführer erzählen von ihnen, da sie nicht ihre eigene Sprache benutzen, als ob sie nie geschehen wären. Im Topkapi-Museum hängen Miniaturen von Mehmet. Ein blasser, glatthäutiger Mann,

ein Förderer der schönen Künste, mit empfindsamem Blick und feingeschwungenen Augenbrauen, der an einer Rose riecht ...

Ich hatte meiner Frau beim Mittagessen in einem Restaurant gerade erklärt, was im Reiseführer über Mehmeds Wiederaufbau der Stadt stand, als wir, um eine Ecke biegend, sahen, wie ein Taxi – eins von diesen metallisch grünen mit schwarzen und gelben Karos an der Seite, die wie türkisfarbene Haie durch Istanbul kreuzen – mit fast absichtsvoller Gleichgültigkeit einen Mann anfuhr, der einen Karren den Rinnstein entlangschob. Ein leichtes Knirschen. Der Mann fiel mit merkwürdig abgewinkelten Beinen und zerrissener Kleidung zu Boden und stand nicht wieder auf. So etwas sollte im Urlaub nicht passieren. Das passiert zu Hause – Menschen drängen sich um die Stelle und starren –, und man findet sich damit ab, weil man weiß, daß so etwas zum normalen Leben gehört. Im Urlaub möchte man mit dem normalen Leben verschont werden.

Aber in diesem Fall war es nicht der Unfall an sich, worauf wir nicht vorbereitet waren, sondern die Reaktion der Beteiligten. Der Verletzte sah drein, als trüge er selbst die Schuld an seiner Verletzung. Der Taxifahrer blieb in seinem Auto sitzen, als hätte man ihm absichtlich den Weg versperrt. Leute standen auf dem Bürgersteig herum und schnatterten, schienen aber über etwas anderes zu reden. Von einer Verkehrsinsel kam ein Polizist herbei. Er trug eine dunkle Brille und eine Schirmmütze. Der Taxifahrer stieg aus. Sie sprachen in lässigem Tonfall miteinander und schienen beide beschlossen zu haben, den auf der Straße liegenden Mann zu ignorieren. Die Lippen des Polizisten unterhalb seiner dunklen Brille bewegten sich empfindsam und fast mit einem Lächeln, als ob er an einer Blume röche. Wir

gingen weiter und um die Ecke. Ich sagte zu meiner Frau, obwohl ich wußte, daß sie den Scherz mißbilligen würde: »Deshalb gibt es hier so viele Krüppel.«

Unser Hotel liegt in dem neuen Teil von Istanbul, in der Nähe des Hilton, mit Blick über den Bosphorus, über den eine neue Brücke führt. Wenn man auf dem Balkon steht, kann man von Europa nach Asien blicken. Üsküdar auf der anderen Seite assoziiert man mit Florence Nightingale. Es gibt nur wenige Orte auf der Welt, wo man, auf einem Kontinent stehend, über einen Wasserstreifen hinweg einen anderen betrachten kann.

Wir hatten etwas Exotischeres gewollt. Keine Chalets in den Alpen mehr, keine Landhäuser in Spanien. Wir hatten noch einen weiteren Urlaub nötig, aber einen anderen. Seit acht Jahren verspürten wir dieses Bedürfnis, und es war eines, das wir uns leisten konnten. Wir fanden, daß wir in der Vergangenheit gelitten hatten und deshalb einer ständigen Rekonvaleszenz bedurften. Aber das bedeutete, daß mit der Zeit selbst unseren Urlaubsreisen der Reiz des Neuen abging. Aus diesem Grund suchten wir etwas Exotischeres. Wir hatten an den Orient gedacht. Wir stellten uns eine Landschaft von Minaretten und Kuppeln aus *Tausendund-einer Nacht* vor. Allerdings machte ich meine Frau auf die politischen Unwägbarkeiten im Nahen Osten aufmerksam. Sie ist empfindlich solchen Dingen gegenüber, empfindlich gegenüber allem, was auch nur von weitem nach Katastrophe riechen könnte. In London gehen im Hilton und in Restaurants in Mayfair Bomben hoch. Weil sie ein Unglück ertragen hat, sollten ihr alle anderen erspart bleiben, findet sie, und sie betrachtet mich dabei als ihren Ratgeber.

»Also dann eben die Türkei ... Istanbul«, sagte sie – wir



hatten die Prospekte mit den Fotos von der Blauen Moschee offen auf dem Tisch liegen –, »das ist nicht der Nahe Osten.« Ich bemerkte (vielleicht aus Spaß – ich ziehe meine Frau gelegentlich auf, und sie weiß das zu schätzen, weil es ihr bestätigt, daß sie nicht wie etwas Zerbrechliches behandelt wird), daß die Türken ebenfalls Ärger machten und Truppen nach Zypern geschickt hätten.

»Erinnerst du dich nicht mehr an das Haus der Hamiltons? Sie haben immer noch nicht erfahren, was daraus geworden ist.«

»Aber wir fahren nicht nach Zypern«, sagte sie. Und dann, mit einem Blick auf die Prospekte, als würde ihre Abenteuerlust auf die Probe gestellt und sie sähe ihre Grenzen: »Außerdem liegt Istanbul in Europa.«

Meine Frau ist schön. Sie hat einen glatten, makellosen Teint, feingezeichnete, seltsam ausdrucksvolle Augenbrauen und eine schlanke Figur. Ich glaube, es waren diese Merkmale, die in mir den Wunsch weckten, sie zu heiraten, aber obwohl sie sich in den acht Jahren gut gehalten haben, besitzen sie keine motivierende Kraft mehr. Am besten sieht sie aus, wenn sie sehr dunkle oder sehr blasse Farben trägt. Sie ist in bezug auf Parfüms äußerst heikel und pflegt unseren Garten in Surrey mit Hingabe.

Jetzt liegt sie auf dem Bett in unserem Hotelzimmer in Istanbul, von dem aus man Asien sehen kann, und weint. Sie weint, weil während der Zeit, in der ich draußen war, um im Morgenlicht Fotos zu machen, etwas passiert ist – sie ist in irgendeiner Weise belästigt worden – passiert ist zwischen ihr und einem der Hotelangestellten.

Ich setze mich neben sie. Ich weiß nicht genau, was geschehen ist. Es ist schwierig, ihr Einzelheiten zu entlocken,

solange sie weint. Aber ich denke: Sie hat erst angefangen zu weinen, als ich sie gefragt habe: »Was ist los?« Als ich ins Zimmer kam, weinte sie nicht, saß nur stiller da und blasser als sonst. Das hier kommt mir vor wie eine Art Obstruktionspolitik.

»Wir müssen uns an den Hoteldirektor wenden«, sage ich und stehe auf, »oder sogar an die Polizei.« Ich sage das nüchtern, fast ein wenig herzlos, teils, weil ich glaube, daß meine Frau die Sache vielleicht dramatisiert, übertreibt (seit dem Vorfall, den wir beobachtet haben, ist sie schlechtgelaunt und empfindlich – vielleicht bauscht sie irgendeine Kleinigkeit auf, ein Versehen, eine Nichtigkeit), teils, weil ich weiß, daß, wäre meine Frau zum Fotografieren mitgekommen und nicht alleine zurückgeblieben, nichts von alledem geschehen wäre, aber zum Teil auch, weil ich, als ich, auf sie hinunterstarrend, die Polizei erwähne, will, daß sie an den Polizisten mit seiner dunklen Brille und seinen beinahe lächelnden Lippen und an den Mann mit seinen verrenkten Beinen auf dem Straßenpflaster denkt. Sie tut es. Ich erkenne es an dem verletzten Blick, den sie mir zuwirft. Der verletzt mich meinerseits, weil ich ihn verursacht habe. Aber auch das habe ich gewollt.

»Nein«, sagt sie, den Kopf schüttelnd und noch immer schluchzend. Ich sehe, daß sie meine Bemerkung nicht ernüchtert hat. Vielleicht ist an der Sache etwas dran. Sie will mir mit ihrem Blick vorwerfen, daß ich kalt und vernünftig bin und die Sache weitergeben will, daß mir ihr Kummer an sich gleichgültig ist.

»Aber du willst mir ja nicht sagen, was genau passiert ist«, sage ich im Ton dessen, der sich unfair behandelt fühlt.

Sie greift nach ihrem Taschentuch und putzt sich mit Nachdruck die Nase. Wenn meine Frau weint oder lacht,

bilden ihre Augenbrauen kleine Wellen. Während sie ihr Gesicht im Taschentuch vergräbt, blicke ich auf und aus dem Fenster. Am Horizont sieht man auf der asiatischen Seite eine Moschee mit Minaretten wie schmale Klängen. Mit dem Morgenlicht dahinter kommt sie einem unwirklich vor, wie ein Schattenriß. Ich versuche, mich an ihren Namen im Reiseführer zu erinnern, aber er fällt mir nicht ein. Ich sehe wieder meine Frau an. Sie hat das Taschentuch von den Augen genommen. Mir ist klar, daß sie recht hat, wenn sie mir meine Herzlosigkeit vorwirft. Aber daß ich dem Leiden meiner Frau mit Schroffheit begegne, so als gäbe ich ihr selbst die Schuld daran, damit ich mich dann meinerseits schuldig fühle und sie sich daraufhin berechtigt fühlt, sich auf ihr Leiden zu berufen – all das ist ein vertrautes Muster. Nur auf diese Weise können wir anfangen, offen miteinander zu reden.

Sie ist jetzt drauf und dran, mir zu erzählen, was passiert ist. Sie zerknüllt das Taschentuch in ihrer Hand. Mir wird bewußt, daß ich mich wirklich so benommen habe, als wäre nichts geschehen.

Als ich meine Frau heiratete, hatte ich gerade einen äußerst begehrten Posten gekriegt. Ich bin Consultant Designer. Ich hatte alles, und ich war, wie ich mir einredete, verliebt. Um mir das zu beweisen, hatte ich sechs Monate nach der Hochzeit eine Affäre mit einem Mädchen, das ich nicht liebte. Wir trafen uns in Hotels. Im Westen gibt es keine Harems. Vielleicht fand es meine Frau heraus, oder vielleicht erriet sie es, aber sie ließ nichts erkennen, und ich ließ mir auch nichts anmerken. Wenn jemand nicht weiß, daß etwas passiert ist, ist das dann dasselbe, wie wenn gar nichts passiert wäre? frage ich mich. Meine Affäre beeinträchtigte nicht im geringsten das Glück, das ich in meiner Ehe emp-

fand. Meine Frau wurde schwanger. Ich war froh darüber. Ich hörte auf, mich mit dem Mädchen zu treffen. Ein paar Monate später hatte meine Frau dann eine Fehlgeburt. Sie verlor nicht nur das Baby, sondern kann auch keine Kinder mehr bekommen.

Ich gab ihr die Schuld an der Fehlgeburt. Ich hielt diese – gänzlich ohne Grund – für ein extremes und unfaires Mittel, sich an mir zu rächen. Aber das war nur an der Oberfläche so. Ich gab meiner Frau die Schuld, weil ich wußte, daß sie das wollte. Sie hatte grundlos gelitten und wollte dafür verantwortlich gemacht werden. Das verstehe ich. Und ich gab meiner Frau die Schuld, weil ich fand, daß ich an dem, was passiert war, selbst die Schuld trug, und wenn ich meiner Frau zu Unrecht die Schuld zuschrieb, dann konnte sie mich anklagen, und ich würde mich schuldig fühlen, wie man es sollte, wenn man schuld hat. Außerdem glaubte ich, daß ich, wenn ich meiner Frau Unrecht tat, wenn ich sie verletzte, wo sie doch schon verletzt worden war, von meiner Reue dazu getrieben werden würde, genau das zu tun, was unter diesen Umständen erforderlich war, nämlich sie zu lieben. Um genau diese Zeit kam mir zu Bewußtsein, daß die Augenbrauen meiner Frau den gleichen Reiz besaßen wie die arabische Kalligraphie. Die Wahrheit war, daß wir beide von unserem Unglück niedergeschmettert waren und einander dadurch beschützten, daß wir uns gegenseitig verletzten, den eigentlichen Schmerz verlagerten. Also gab ich meiner Frau die Schuld, um mich ihr gegenüber verpflichtet zu fühlen. Männer wollen Macht über Frauen haben, damit sie den Frauen gestatten können, ihnen diese Macht wegzunehmen.

Das war vor sieben Jahren. Ich weiß nicht, ob diese Reaktionen jemals aufgehört haben. Da wir keine Kinder haben

konnten, entschädigten wir uns auf andere Weise. Wir machten häufig teure Ferien. Wenn wir sie planten, sagten wir, um uns selbst zu überzeugen: »Wir brauchen eine Abwechslung, wir müssen hier mal raus.« Wir gingen viel aus, gingen essen, gingen in Konzerte, Filme, ins Theater. Wir interessierten uns für Kunst. Wir sahen uns alles an, was neu herauskam, aber hinterher, zum Beispiel nach einem Stück, das wir gesehen hatten, unterhielten wir uns selten darüber. Da wir keine Kinder hatten, konnten wir uns das leisten. Aber wenn wir Kinder gehabt hätten, hätten wir es uns immer noch leisten können, denn in dem Maße, in dem ich in meinem Beruf aufstieg, verdiente ich auch mehr.

Das wurde unsere Geschichte: unser Verlust und seine Wiedergutmachung. Wir fanden, wir hatten gute Gründe, konnten uns rechtfertigen. Infolgedessen war unser Verhältnis zueinander ziemlich neutral. Es gab längere Zeitspannen – besonders waren das die Wochen, bevor wir Urlaub machten –, in denen wir selten miteinander schliefen. Und wenn wir es taten, dann so, als täten wir es in Wirklichkeit gar nicht. Wir lagen in unserem Bett, nahe beieinander, aber ohne uns zu berühren, wie zwei Kontinente, von denen jeder seine eigenen Sitten und seine eigene Geschichte hat und zwischen denen es keine Brücke gibt. Wir drehten einander den Rücken zu, als warteten wir beide mit in der Hand verborgenem Dolch auf den günstigen Augenblick. Aber damit der Dolch zustoßen kann, muß zuerst die Geschichte innehalten, muß der Zwischenraum zwischen den Kontinenten überbrückt werden. So lagen wir da, ohne uns zu bewegen. Aber der einzige Dolchstoß, die einzige Wunde, die einer dem anderen beibrachte, war, wenn einer sich umdrehte und den anderen mit leeren, sanften Händen berührte, als wollte er sagen: »Hier, sieh, ich hab keinen Dolch.«

Es schien, als führen wir in Urlaub, um miteinander zu schlafen, um die Leidenschaft zu entfachen (ich träumte vom sinnlichen Orient, der keine Hemmungen kannte, hatte vielleicht schon lange davon geträumt, bevor wir tatsächlich hinfuhren, selbst wenn der milchweiße Körper meiner Frau neben mir lag). Aber obwohl unser Urlaub selten diese Wirkung hatte und nur eine Art So-tun-als-ob war, gaben wir das dem anderen gegenüber nicht zu. Wir waren nicht wie wirkliche Menschen. Wir waren wie Figuren in einem Kriminalroman. Die Frage, um die es in unserem Roman ging, war, wer unser Baby umgebracht hatte. Aber sobald der Mörder entdeckt war, würde er den töten, der ihn entdeckt hatte. Also wurde die Entdeckung immer vermieden. Trotzdem mußte die Geschichte weitergehen. Und wie alle Geschichten bewahrte uns das sowohl vor Schmerz als auch vor Langeweile.

»Es war dieser junge Mann ... ich meine, der Hoteldiener. Du weißt schon, der, der hier in diesem Stockwerk arbeitet.«

Meine Frau hat aufgehört zu weinen. Sie liegt auf dem Bett. Sie trägt einen dunklen Rock, ihre Beine sind cremefarben. Ich weiß, von wem sie spricht, habe es mir fast gedacht, bevor sie es gesagt hat. Ich habe ihn gesehen, in einer weißen Jacke, wie er die schmutzige Wäsche einsammelte und Arbeiten auf dem Gang verrichtete. Einer dieser ziemlich melancholisch dreinschauenden jungen Türken mit dickem Gesicht und kurzgeschnittenen Haaren, von denen es in Istanbul wimmelt und die so aussehen, als wären sie gerade aus der Armee entlassen worden oder als würden sie in Kürze eingezogen.

»Er klopfte an und kam herein. Er wollte die Heizung reparieren. Wir hatten uns ja darüber beschwert, daß es nachts

kalt ist. Er hatte Werkzeug dabei. Ich bin hinaus auf den Balkon gegangen. Als er fertig war, rief er etwas, und ich bin hineingegangen. Da ist er dicht herangekommen ... und hat mich angefaßt.«

»Hat dich angefaßt? Was meinst du damit ... dich angefaßt?« Ich weiß, daß meiner Frau mein inquisitorischer Ton nicht gefallen wird. Ich frage mich, ob sie sich fragt, ob ich ihr Verhalten irgendwie in Zweifel ziehe.

»Ach, du weißt schon«, sagt sie aufgebracht.

»Nein. Es ist wichtig, daß ich genau weiß, was passiert ist, wenn wir ...«

»Wenn wir was?«

Sie sieht mich an, ihre Augenbrauen zucken.

Es kommt mir wieder zu Bewußtsein, daß ich, obwohl ich eine Erklärung fordere, in Wirklichkeit gar nicht wissen will, was tatsächlich passiert ist, andererseits aber auch kein Märchen zu akzeptieren bereit bin. Nicht wissen will, zum Beispiel, ob der Türke meine Frau überhaupt angefaßt hat. Ob er sie, wenn er sie tatsächlich angefaßt hat, nur angefaßt oder irgendwie versucht hat, sich an ihr zu vergehen. Ob meine Frau seinen Annäherungsversuchen ausgewichen ist, ob sie sich ihnen widersetzt oder sie sogar herausgefordert hat. Alles das erscheint möglich. Aber ich will es nicht wissen. Deshalb tue ich so, als wollte ich es wissen. Ich sehe auch, daß meine Frau mir weder sagen möchte, was wirklich passiert ist, noch mir ein Märchen erzählen will. Ich begreife, daß wir uns seit acht Jahren, Nacht für Nacht, die Geschichte unserer Liebe erzählt haben.

»Nun?« frage ich, nicht lockerlassend.

Meine Frau setzt sich auf dem Bett auf. Mit einer Hand faßt sie sich an die Kehle, eine ihrer Angewohnheiten. Es sieht immer so aus, als hielte sie sich keusch den Blusenkra-

gen zu, selbst wenn sie gar keine Bluse trägt oder ihr Hals bloß ist. Sie hat damit angefangen, nachdem wir unser Baby verloren hatten. Es ist ihre Art zu signalisieren, daß es bei ihr gewisse unantastbare Bereiche gibt, die nicht verletzt werden dürfen. Sie steht auf und geht im Zimmer umher. Sie scheint überwältigt zu sein und vermeidet es, aus dem Fenster zu sehen.

»Wahrscheinlich ist er immer noch da draußen und schleicht auf dem Gang herum«, sagt sie, so als würde sie belagert.

Sie sieht mich erwartungsvoll, aber vorsichtig an. Sie ist nicht an Fakten interessiert, sondern an Reaktionen. Ich müßte wütend auf den Türken sein, oder sie müßte wütend auf mich sein, weil ich auf den Türken nicht wütend bin. Die Wahrheit ist, daß wir beide versuchen, uns gegenseitig wütend aufeinander zu machen. Wir benutzen den Vorfall, um dem anderen zu zeigen, daß wir die Geduld mit ihm verloren haben.

»Dann müssen wir uns an den Hoteldirektor wenden«, sage ich noch einmal.

Ihr Gesicht nimmt einen verächtlichen Ausdruck an, als wiche ich dem Problem aus.

»Du weißt, was passiert, wenn wir es dem Direktor melden«, sagt sie. »Er wird lächeln und mit den Achseln zucken.«

Irgendwie halte ich das für ganz wahrscheinlich, und aus diesem Grund möchte ich dem mit ätzendem Spott begegnen. Der Hoteldirektor ist ein massiger Mann mit beginnender Glatze, eleganten Manschettenknöpfen und einer langen Adlernase mit empfindsamen Nüstern. Jedesmal, wenn vom Hotel für uns arrangierte Ausflüge schiefgegangen sind oder Informationen sich als falsch herausgestellt



haben, hat er bei unseren Beschwerden gelächelt und mit den Achseln gezuckt. Ausländischen Gästen stellt er sich als Mehmet vor, aber das hat nichts zu sagen, weil jeder zweite Türke Mehmet oder Ahmet heißt. Ich sehe ihn vor mir, wie er dieser neuesten Beschwerde lauscht und die Hände hebt, Handflächen nach oben, wie um zu zeigen, daß er keinen Dolch hat.

Meine Frau starrt mich an. Ich spüre, ich bin in ihrer Gewalt. Ich weiß, daß sie recht hat, daß dies hier nichts für die Behörden ist. Ich sehe aus dem Fenster. Der Bosphorus glitzert in der Sonne, die hinter dunklen Rußfällen näher kommenden Regens hervorscheint. Ich denke an das, was man in den Reiseführern liest, in *Tausendundeiner Nacht*. Ich sollte hinausgehen und diesen Türken, der sich im Wäscheschrank versteckt, ermorden.

»Dafür ist der Hoteldirektor verantwortlich«, sage ich.

Mit einem Ruck dreht sie den Kopf zur Seite.

»Es wäre sinnlos, sich an ihn zu wenden«, sagt sie.

Ich kehre ins Zimmer zurück.

»Also ist in Wirklichkeit gar nichts passiert?«

Sie sieht mich an, als hätte ich mich an ihr vergangen.

Wir gehen beide im Zimmer hin und her. Sie umfaßt ihre Arme, als wäre ihr kalt. Der Himmel draußen ist dunkel. Wir scheinen ein Labyrinth zu betreten.

»Ich will hier weg«, sagt sie und verschränkt die Arme, so daß die Hände auf ihren Schultern liegen. »Dieser Ort ...« – sie macht eine unbestimmte Gebärde in Richtung Fenster.

»Ich will nach Hause.«

Ihre Haut sieht in dem schwindenden Licht dünn aus und scheint zu leuchten.

Ich versuche, meine Frau richtig einzuschätzen. Irgendwie habe ich Angst, daß sie wirklich in Gefahr ist. Also

schön, wenn du dich hier so unwohl fühlst, denke ich. Aber ich sage mit fast absichtlicher Gleichgültigkeit: »Damit wäre dann aber unser Urlaub im Eimer.« In Wahrheit denke ich, daß meine Frau abreisen und ich hier in dieser unwirklichen Welt bleiben sollte, wo ich, wenn ich nur die richtige Art von Dolch hätte, ihn gegen mich selbst richten würde.

»Aber wenn du dich hier so unwohl fühlst, dann fahren wir«, sage ich.

Draußen hat es angefangen, heftig zu regnen.

»Ich bin froh, daß ich wenigstens diese Fotos gemacht habe«, sage ich. Ich gehe zum Fensterbrett, wo ich den Reiseführer hingelegt habe. Ein Regenvorhang trennt Asien von Europa. Ich habe das Gefühl, daß ich schuld an dem Wetter bin. Mit Hilfe des Reiseführers erkläre ich ihr die Orte, die wir noch nicht besucht haben. Exotische Namen. Ich spüre die Zentralheizung unter der Fensterbank. Sie ist entschieden wärmer.

Meine Frau setzt sich aufs Bett. Sie beugt sich vor, so daß ihr das Haar über das Gesicht fällt. Sie hält sich den Bauch wie jemand, der verwundet worden ist.

Am besten verläßt man Istanbul wahrscheinlich zu Schiff. Damit man am Heck lehnen und beobachten kann, wie seine märchenhafte Silhouette langsam entschwindet, zweidimensional wird. Jene Fata Morgana aus *Tausendundeiner Nacht*, die sich, wenn man nahe an sie herankommt, in ein Labyrinth verwandelt. Unter der Sonne Asiens glitzernd, von der Sonne Europas in einen Schattenriß verwandelt. Der Blick aus der Luft, aus einer Boeing der Turkish Airlines, wenn man seinen Flug hat stornieren und kurzfristig einen anderen hat buchen müssen, ist nicht ganz so phantastisch, aber immer noch unvergeßlich. Ich blicke aus dem

Fenster. Irgendwie bin ich in diese schöne Stadt verliebt, in der man sich nicht sicher fühlt. Meine Frau schaut nicht hin, sie schlägt eine Illustrierte auf. Sie trägt ein pastellfarbenes Kostüm. Andere Leute im Flugzeug werfen ihr verstohlene Blicke zu.

Alle Geschichten, so auch diese, werden erzählt, indem man auf Orte schmerzlicher Erfahrungen zurückblickt, Orte, die zu Schattenrissen geworden sind, oder indem man, noch nicht angekommen, funkelnde Fassaden vor sich sieht, die ihre Dolchstöße, ihre Hände in Hotelzimmern erst noch dem Blick freigeben müssen. Sie ringen der Distanz die Galgenfrist ab, den Aufschub der Hinrichtung. London sah aus der Luft einladend aus, wie es unter der klaren Frühlingssonne ausgebreitet dalag, und man konnte verstehen, daß die Touristen in den Hotels in Mayfair, die morgens mit ihren Fotoapparaten und Reiseführern unter Platanen an Denkmälern und Statuen vorbeispazierten, um die Soldaten vor dem Palast zu sehen, Vergnügen daran fanden. Man möchte, daß der Augenblick der Geschichte nie vorübergeht, daß der Schwebezustand des Scheidens oder Ankommens ewig andauert. Damit man nicht auf den anderen Kontinent übersetzen muß, nicht wissen muß, was wirklich geschah, sich der wartenden Klinge nicht aussetzen muß.

